

Das Bild der Mutter

Autor(en): **Schrönghamer-Heimdal, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Bild der Mutter.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Es war mir eine Lust, durch die kühle, sterrenstille Herbstnacht zu wandern. Denn es ging ja heimzu, nach langem Fernsein in der Fremde, heim zu Vater und Mutter, zu Bruder und Schwester, zu allem lieben Gewese, seit Kindes-tagen gewohnt und vertraut.

Was mag sich alles gewandelt haben in der langen Weile, die ich wieder in der Welt draußen war?

Ein Lied vom Wandern und Wiedersehen sang mir durch die Seele, ein Lied ohne Worte wie alles Herzerhebende, aber dafür um so tiefer und tönender. Denn die ganze Schöpfung, die einem zur Nacht so wunderbar nahe ist und ans Herz greift, sang die Weise mit: Sie silberte aus den Sternen, die da droben von Ewigkeit her auf Reisen waren, sie schauerte aus den Wäldern, die sich im hochgemuten Wuchse am Himmelstrand reckten, sie tropfte aus den Gräsern, die mir mit ihren Tauperlen die Wanderschuhe wie mit Freudenzähnen des Wiedersehens netzten.

Da stand ich auf dem Hügel, der mir die Heimat zeigte.

Wieder einmal...

Wie oft bin ich schon auf der nämlichen Stelle gestanden, das Herz voll leisem Jubel, wenn es heimwärts ging, oder voll unjäglicher Wehmut, wenn der umflorte Scheideblick noch einmal das Bild der Heimat suchte.

Eratmend halte ich auf der Höhe vor der Heimat.

Da lugt das Dorf schon unbestimmt aus Schattengründen, und ein Licht bahnt sich den Weg durch Nebelschwaden und Dämmerungen zu meinem Heimwehhügel her.

Es ist ein Licht aus meinem Vaterhause und wandert von der Kammer in die Stube, wo es am Herde still hält.

Und ich weiß, das ist eine gute Mutter, deren Sorge um ihre Lieben schon wach ist und am Herde wirkt. Als Erste im Dorf entfacht sie den Herdbrand und das Licht, noch bevor die Hähne den kommenden Tag beschreien.

Das Lied vom Wandern und Wiedersehen schwingt mir freudvoll durchs Herz: Mutter!...

Schon stehe ich vor dem Hoftor und will mit dem Wanderstecken daranpochen. Da fällt mein Blick durch einen Vorhangspalt im Stubenfenster auf das Bild der Mutter: Wie sie, im

Scheine der Lampe auf dem Herdgestims, vor dem Ofentürlein kniet und Feuer macht.

Ich sehe nichts als ihr gütiges Gesicht, vom milden Licht der Ampel umflossen, so daß es selbst wie ein Licht leuchtet. Ein Licht in der Finsternis.

Ich halte inne und schaue und schaue.

Die dunkle Stube da drinnen wächst mir zur Welt, und in das Lied vom Wandern und Wiedersehen, das mir im Herzen beim Anblick der Mutter schon stille war, mischt sich ein neuer Ton voll Süße und Hoheit: Das Leuchten eines Mutterantlitzes, das stille Schaffen verhärmter Hände einer Mutter. Meiner Mutter...

Wie ein Dieb stehe ich am Tor und kann mir nicht helfen. Ich muß das Bild der Mutter in mich aufnehmen, so wie sie jetzt ist, da sie sich von niemand beobachtet wähnt und sich ganz so gibt, wie es ihr Mutterwesen will.

Voll schlagen die Herdflammen auf.

Das Feuer ist entfacht und prasselt lustig — oh, ich höre es deutlich in der Stille zwischen Nacht und Morgen...

Ich lehne mich an den Türpfosten und schaue und schaue...

Vom Flammenschein ganz übergossen, kniet Mutter immer noch regungslos am Herde.

Nur ihre verarbeiteten Finger gleiten jetzt über Stirne, Mund und Brust.

Dann ruhen die Hände gefaltet im Schoße, und ihre Lippen bewegen sich leise.

Heilige Gebete rinnen an mein Ohr:

„Für alle, die aus diesem Hause verstorben, in Kriegen gefallen, in der Fremde verdorben oder verschollen sind: Vater unser, der du bist...“

Kühle Schatten huschen mich an. Heimliche Schauer rieseln mir durch Herz und Hirn. Mir ist, die Toten dieses uralten Vaterhauses geistern um mich her und sehen auf die stille Beterin am Herd aus Überwelten nieder.

O Lied vom Wandern und Wiedersehen! Wie wahr wirfst du mir im Morgengebete der Mutter!

Wieder lispeln ihre Lippen: „Für alle, die in diesem Hause leben und noch geboren werden. Daß du sie behüten mögest, Herr der Welten, hier und dort: Vater unser, der du bist...“

Die Flammen im Herde weben einen Heiligenschein um das Antlitz der Mutter. Ja, eine

„Heilige bist du, Mutter, jetzt weiß ich's gewiß...“

Und zum drittenmal heben die Lippen zu beten an: „Für meinen Sohn in der Fremde, daß er keinen Schaden nimmt an Leib und Seele, daß er brav bleibe und bald heimkehre: Vater unser, der du bist...“

Beschämt und beseligt zugleich senke ich den Blick, das heilige Bild der Mutter noch einmal voll umfassend, um es mir auf immer einzuprägen: die Veterin am Herd zwischen Nacht und Morgen.

Und wie ein Dieb schleiche ich mich davon, vors Dorf hinaus auf die Heide. Denn jetzt kann ich der Mutter nicht vor die Augen treten. Sie darf nicht wissen, daß ich sie beobachtet habe in ihrer heiligsten Stunde, da sie „mutterseelen-

allein“ ihre Liebe und Sorge offenbarte.

Erst mit der steigenden Sonne betrat ich das Vaterhaus.

Und als ich wieder in die Ferne zog, nahm ich das Bild der Mutter mit, das mir eine seltsame Fügung ins Herz gebrannt hatte: Die Heilige, vom Glorienschein der Herdglut umflossen, voll selbstloser Hingabe, Ur- und Sinnbild alles Mutterseins.

In allem Wechsel und Wandel das Bleibende ist und währt mir dieses Bild: Sonnen kreisen darum, Sterne luftwandeln in seinem Bannkreis, Tage und Nächte, Wunden und Wonnen umhegen seinen Rahmen.

In allem Werden und Vergehen steht es als Ewiges und Einmaliges in mir, unveränderlich und wesenhaft im Wanderschritt der Zeiten.

Nadelstiche.

Unser Großmütterchen sagte: „Auch ein Nadelstich macht ein Loch“ und konnte ernstlich böse werden, wenn ihre Angehörigen, besonders Eheleute untereinander, sich solche kleinen „Nadelstiche“ versetzten. „Ihr zerstecht Euer Glück,“ meinte sie dann ärgerlich. „Dies und das ist harmlos oder trifft nicht, aber manchmal trifft so ein Stich eine geheime Wunde, und dann tut es gar weh! Und man soll sich nicht weh tun.“

Die gute Großmama! Ja, wenn doch jeder das beherzigen wollte, es stünde um vieles besser. Diese kleinen Nadelstiche zerstechen viel öfter, als man glaubt, den Frieden, das Behagen in der Familie und manchmal sogar das Glück. Wie unleidlich ist der Aufenthalt in einem Familienkreis, wo diese kleinen Neckereien und Nörgereien an der Tagesordnung sind!

Ganz besonders da, wo empfindliche Naturen immer und immer dadurch gereizt und geärgert werden. Jeder Mensch hat irgend einen empfindlichen Punkt, an den er nicht gern rühren läßt. Wird nun immer wieder neckend oder ungeschickt daran herum getastet, so entsteht schließlich eine so große Gereiztheit, daß der Empfindliche sich beständig in einer Art Abwehr befindet. Und das tut niemals gut. In manchen Ehen neckt oder nörgelt der eine Teil beständig an dem anderen herum. Wozu denn das eigentlich? fragt sich der Unbeteiligte, Unbefangene.

Sehr oft will der Mann in dieser Weise auf die Frau „erzieherisch“ wirken, ihr irgend etwas

an- oder abgewöhnen. Es gibt gar keine falschere Art der „Erziehung“ als diese. Schon beim kleinen Kinde hat sie recht schlechte Folgen, wie viel mehr beim Erwachsenen, bei Frauen, die ohnehin schon sehr empfindlich sind. Aber auch die wenigsten Männer können Neckereien oder Nadelstiche vertragen.

Bei Geschwistern führt dergleichen sogar sehr oft zu einem förmlichen Kriege.

Am schlimmsten sind aber jene kleinen „Nadelstiche“, die nicht mehr Neckereien sind, sondern mit gutem Vorbedacht versetzt werden. Man will nicht gern offen tadeln oder bessern, darum versucht man es auf diese Art. Man will seinem Manne, seiner Frau, seinen Freunden nicht offen und ehrlich sagen, daß einem dies und das nicht behagt, darum tut man es „hintenherum“.

Schlimmer als das: Neid, Bosheit, kleinliche Gesinnung bedienen sich gar gern solcher Nadelstiche. Und wenn der Betroffene dann zusammenzuckt, dann ist die häßliche Befriedigung groß.

Naturen, die dessen fähig sind, ändern sich freilich nicht, da ist alle Liebesmüh vergebens. Aber die kleinen, anscheinend harmlosen Nadelstiche, die man sich im Neckern und Nörgeln beibringt, die sollte man doch lieber unterlassen und an das Wort denken: „Auch ein Nadelstich macht ein Loch.“

W. Funk.